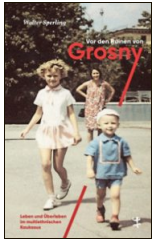


Für seine Geschichte der Stadt Grosny hat Walter Sperling einen doppeldeutigen Haupttitel und einen programmatischen Untertitel gewählt. Die Präposition „vor“ im Titel „Vor den Ruinen von Grosny“ kann sowohl räumlich als auch zeitlich gedeutet werden. Sperling steht fassungslos „vor“ einer zerstörten Stadt, die für ihn aus mehr als nur Gebäuden und Straßenzügen bestand. Das zeitliche „Vor“ steckt den Untersuchungszeitraum ab: von der Gründung der russischen Festung „Grosnaja“ im Jahr 1818 bis zum Ausbomben der Stadt in den beiden Tschetschenienkriegen. Die verspiegelten Wolkenkratzer von „Grosny-City“ und die gigantische Achmat-Kadyrow-Moschee würdigt Sperling mit kaum einem Wort.

Heute erscheint ihm die tschetschenische Hauptstadt nur noch als künstliche Metropole unter der Knute eines neostalinistischen Diktators, die keiner kulturwissenschaftlichen Beschreibung wert ist. Sperling versteht sich als Chronist eines urbanen Modells, das in der Sowjetzeit zumindest dem Anspruch nach die



Walter Sperling:
„Vor den Ruinen von Grosny“. Leben und Überleben im multiethnischen Kaukasus.
Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2023.
675 S., geb., 38,– €.

Gegensätze zwischen Nationen und Religionen überbrücken sollte. Dem „multiethnischen Kaukasus“ aus dem Untertitel begegnet er als einem untergegangenen Sehnsuchtsort, dem er sich in seiner Stadtgeschichte nähern will.

Sperling weiß, wovon er schreibt. Er stammt aus einer russlanddeutschen Familie, die während des Zweiten Weltkriegs in die kasachische Steppe deportiert wurde. Eine wichtige Motivation für seine historischen Forschungen ist die Kluft, die sich in der Sowjetzeit zwischen privater Erinnerung und dem offiziellen Propagandanarrativ auftut. Gerade am Beispiel Grosnys kann Sperling wichtige Aspekte der sowjetischen Gewaltgeschichte mit ihrer oft paradoxen Gedenkkultur aufzeigen.

Die Voraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben der Russen, Tschetschenen und Inguschen waren denkbar schlecht. Während der Südexpansion des russischen Imperiums zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurden zahlreiche militärische Vorposten errichtet, darunter auch Grosny. Anders als in Georgien konnten die russischen Eroberer allerdings nicht die lokalen Eliten kooptieren, weil sich die Tschetschenen und Inguschen in Clans organisierten und keinen Erbadel kannten.

Die russischen Soldaten steckten immer wieder Dörfer in Brand und zerstörten Felder, weil sich die lokale Bevölkerung dem aufständischen Imam Schamil angeschlossen hatte. Man setzte enorme Mittel zur Niederwerfung der Tschetschenen ein: Den etwa 20.000 Rebellen stand 1855 ein Heer von 270.000 Mann gegenüber. Nach und nach wurden die Wälder der Ebene gerodet, um den Aufständischen ihre Rückzugsräume zu rauben. Außerdem wurden Freundschaften zwischen Kosaken und Tschetschenen argwöhnisch beäugt. Ende des neunzehnten Jahrhunderts kam es sogar zu einem zeitweiligen Ansiedlungsverbot für Tschetschenen und Inguschen in den russischen Städten des Terek-Gebiets.

Die Entdeckung von Erdöl führte zu einem Aufschwung des Nordkaukasus. Handelsfirmen schossen aus dem Boden, Grosny wurde zur Boomtown. Damit nahmen aber auch die sozialen Spannungen zu. Die Revolution von 1905 schwappte von der Hauptstadt St. Petersburg in den Kaukasus über. Die Wut der russischen Arbeiter entlud sich nicht nur



Der Erste Tschetschenienkrieg dauerte von 1994 bis 1996 und forderte Schätzungen zufolge mindestens 80.000 Menschenleben: Ein russischer Panzer rollt im Februar 1995 durch Grosny.

Foto Picture Alliance

Schlechte Voraussetzungen für ein friedliches Miteinander

Boomtown, Kriegsschauplatz und künstliche Metropole unter der Knute eines Diktators: Walter Sperling erzählt die Geschichte der tschetschenischen Hauptstadt Grosny.

auf die reichen Unternehmer, sondern auch gegen die lokale Bevölkerung. Nach einem Pogrom zählte man 25 tschetschenische Todesopfer. Die Gründe für diesen Gewaltausbruch waren vielschichtig – ethnische, soziale und religiöse Gegensätze brachen sich hier blutig Bahn.

Nach der Oktoberrevolution schlachteten die Bolschewiki solche Katastrophen aus und präsentierten sich als Retter. Stalin sicherte den kaukasischen Bergvölkern 1920 einen Autonomiestatus zu und versprach, ihre Sitten und Gebräuche zu achten. Allerdings blieben die Spannungen zwischen den Russen und Tschetschenen bestehen. Es kam zu Provokationen: So

warfen Kosaken Schweineschmalz in den Tee, um ihn für die kaukasischen Muslime ungenießbar zu machen. Allerdings hatte auch die Toleranz der Parteiführung Grenzen. Ein Antrag der lokalen Parteiführung, die Stadt „Grosny“ („Furchterregend“) in „Nochtschtschi“ („Unser Volk“) umzubenennen, scheiterte 1930 am Moskauer Veto. Damals hatte man bereits begonnen, einzelne Hauptorte mit Stalins Namen auszuzeichnen – eine regionale Initiative stand quer zum grassierenden Personenkult.

Während des Zweiten Weltkriegs kam es zur Katastrophe. 1942 erlitt ein Rekrutierungsversuch der Roten Armee im Nordkaukasus eine krachende Niederlage.

Ein Großteil der Aufgebotenen floh in die Berge. Unter den Eingezogenen beging mehr als die Hälfte Fahnenflucht und schloss sich den deutschen Besatzern an. Dadurch gerieten alle Tschetschenen und Inguschen unter Generalverdacht. Stalins Rache war furchtbar. Das Politbüro beschloss, die autonome tschetschenische Republik aufzulösen und die Tschetschenen und Inguschen nach Zentralasien zu deportieren. Innerhalb kürzester Zeit verlud die sowjetische Geheimpolizei eine halbe Million Menschen in Eisenbahnwaggons. Verzweifelte Mütter gaben ihre Kinder in Kinderheimen ab. Jeder vierte starb in der Deportation.

Erst im Zuge des Tauwetters konnte das begangene Unrecht benannt werden. Der Armenier Mikojan, ein prominentes Mitglied der Führungsriege der Partei, empfing 1956 eine tschetschenische und inguschische Delegation. Er gestand den Emissären zu, dass die Deportation eine „Tragödie“ gewesen sei, für die Stalin die Schuld trage. Allerdings weigerte sich die Parteiführung, konfiszierten Besitz zurückzugeben und den Vertriebenen die Rückkehr zu gestatten. Trotzdem machten sich zahlreiche Tschetschenen auf eigene Faust auf den Weg in die Heimat und forderten ihre Häuser zurück. Dabei kam es zu Drohungen, Erpressungen und auch offener Gewalt. Bald verließen etliche Russen „aus eigenem Antrieb“, wie ein offizieller Bericht aus Moskau festhielt, ihren aktuellen Wohnsitz.

1973 strömten Inguschen in Grosny auf die Straße und forderten die Anerkennung als Nation. Allerdings stießen sie in Moskau auf taube Ohren. Ein Emissär der Sowjetregierung beschied den Demonstranten, dass die Völker des Nordkaukasus von der Partei „nicht rehabilitiert, sondern lediglich begnadigt“ worden seien. Die lokale Parteiführung reagierte mit Symbolpolitik: Im Eiltempo wurde auf dem „Platz der Völkerfreundschaft“ ein Denkmal für die Helden des Bürgerkriegs errichtet, das die „unbesiegbare Freundschaft“ der Russen, Tschetschenen und Inguschen verkörpern sollte.

Die Unterdrückung der Tschetschenen setzte sich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion fort. Der exzentrische sowjetische Luftwaffengeneral Dschochar Dudajew betrieb nach 1990 energisch eine

Abspaltung Tschetscheniens von der Russischen Föderation. Boris Jelzin entschied sich 1994 für einen Waffengang, dem allein in den ersten Kriegsmonaten in Grosny 27.000 Zivilisten zum Opfer fielen. 1999 erneuerte Wladimir Putin die russische Vernichtungsstrategie.

Sperling gelingt in seinem Buch ein anrührendes Porträt der Stadt Grosny mit ihren Menschen, ihren Konflikten und Begegnungen. Geschickt verbindet er historische Quellen und mündliche Interviews. Aus diesem Material webt er eine ebenso spannende wie tragische Geschichte. Allerdings ist Sperlings Darstellung manchmal zu sehr von seiner persönlichen Nostalgie nach der sowjetischen Völkerfreundschaft getragen. Er glaubt, dass sich in der Sowjetunion ein eigener Begriff von „Kultiviertheit“ entwickelt habe, eine „sowjetische und sozialistische Interpretation der Bürgerlichkeit“, die nach Norbert Elias die modernen Gesellschaften Europas zusammenhalte.

Sperling zitiert zwar den Soziologen Vadim Volkov, aber er übergeht Volkovs These, dass die „Kultiviertheit“ eine stalinistische Disziplinierungstechnik darstellte. „Kultiviertheit“ bedeutete, dass sich die Proletarier bürgerliche Praktiken vom Huttragen bis zum Museumsbesuch aneignen mussten und damit zu Agenten einer umfassenden Sozialkontrolle werden sollten. Letztlich führt Sperling in seiner beeindruckenden Studie all jene Argumente an, die ihn eigentlich zum Schluss führen müssten, dass die utopische Nationalitätenpolitik des Kremls nur ein dünner Firnis über dem tiefen Unbehagen in der Sowjetkultur war.

ULRICH SCHMID

Der berühmte Philosoph ärgert sich wie ein Debütant aus Hildesheim

Ständig die weiten Blicke, Komasaufen des Auges: Peter Sloterdijk legt seine mit Realpoesie und Polemik gesättigten Tagebücher aus den Jahren 2013 bis 2016 vor

Der schönste Satz kommt gleich am zweiten Tag: „Windstille am Morgen, goldgrün das Licht in den Blättern, freie Stunden bis Mittag.“ Das also gibt es auch in Karlsruhe, aber braucht man dazu das Tagebuch eines Philosophen?

Über Peter Sloterdijk ist wohl das meiste gesagt. Und über seine „datierten Notizen“? Tagebücher, das liegt nahe, neigen allein vom Genre her zur Wiederholung, so wie das nackte Leben selbst; ihre innere Struktur ändert sich wenig, von Jahr zu Jahr, von Band zu Band, weshalb auch treue Rezensenten kaum zu grundstürzend neuen Erkenntnissen finden, selbst wenn, wie hier, nun schon der dritte erreicht ist.

Anders für den Leser, der einräumt, dass er Sloterdijks Werk zuletzt ein wenig aus den Augen verloren hat, seinem Autor höchstens einmal auf dem Parkplatz des Intermarché in Grignan über den Weg läuft. Da er sich jedoch häufig mit Tagebüchern, Aufzeichnungen der verschiedensten Autoren beschäftigt – von Simone Weil bis Julien Green, von Ernst Jünger bis Peter Handke –, sind Naivität und Neugier vielleicht auch einmal gute Ratgeber: Kann man Sloterdijks „Zeilen und Tage“ lesen, als wüsste man sonst nichts von ihm?

Und diesem Leser erging es wunderbar. Es fing an mit Kopfschütteln. Wo,

um alles in der Welt, fährt der Mann nicht hin, obwohl es doch in Karlsruhe so wunderbare Momente gibt? Berlin, Wien, Frankfurt, Dublin, Hohenheim, Krakau, Barcelona, Paris, Zürich, zwischendurch Grignan, aber es kommt durchaus noch dicker: Shenzhen, China. Und warum das alles? Vorträge, Konferenzen, Seminare: „In Shenzhen geht es um Nanomaterialien, Biomaterialien, Pharmamaterialien, optisch-magnetisch-elektronische Materialien und Kompositmaterialien aller Art.“ Den Leser überkommt ein Hauch von Mitgefühl: Das ist doch kein Leben! Und er denkt an ein anderes Tagebuch, an Ennio Flaiano: „Und meine Reisen in China sind kaum der Rede wert, verglichen mit den tastenden Schritten im Dunkel, vom Bett zur Küche, auf der Suche nach einem Glas Wasser.“

Dann: Meinungen über Meinungen! Zu allem hat dieser Autor eine Meinung, hier ein gerichtliches Fehlurteil in Sachen sexuelle Nötigung, dort Günter Grass, der Intimfeind Habermas, die Notenbank, die Bundestagswahl und alle anderen Fragen der großen und kleinen Politik. Da der Leser auch Meinungen hat, schüttelt er hier den Kopf, stimmt dort zu, und, wie sofort festzuhalten ist, stimmt immer häufiger zu. 2014: Russland okkupiert die Krim; Sloterdijks

höchst klare Sicht ist die, deren Fehlen alle Welt jetzt rückblickend beklagt. Auch die Beschreibung der Merkel-Jahre als „Appeasement der Realität“ wird nunmehr, nach dem unerwünschten kalten Realitätsschock in Sachen Trump, Putin, Klima, Migration, Israel, mehr nachdenkliche Zustimmung finden als seinerzeit, hoffentlich.

Trotzdem, der Leser liest ja nicht, um eigene Meinungen zu bestätigen, und dass gerade Sloterdijk keineswegs zum Zwecke des umarmenden Einverständnisses schreibt, illustrieren all die Sottisen, Polemiken, Provokationen, die, je geschliffener und böser, der Leser sich auf seinem üblichen Notizzettel notiert. Und wunderbar, der übliche Notizzettel reicht schon bald nicht mehr hin. Tage- oder Notizbücher verleiten zum Blättern, zu Stippvisiten hier und dort, bei heiklen Themen und noch heikleren Namen, und da bleibt es leicht bei Kopfschütteln hier und amüsiertem Nicken dort. Irgendwann nämlich verrät der bereits dritte Zettel, dass Blättern diesem Buch nicht gerecht wird, und so liest der Leser noch einmal von Anfang an.

Liest er das Tagebuch eines Philosophen? Ein Philosoph weiß seit Hegel, dass bloße Meinungen gleichgültig sind, und seit Heidegger, dass man besser auf heimisch-deutscher Scholle grübelt. Die-

ser Philosoph aber ist schon wieder unterwegs und denkt trotzdem, ununterbrochen: Abu Dhabi, São Paulo, San Francisco, Half Moon Bay, Palo Alto, dem Leser wird schwindlig, und er ist bereits froh, wenn es nur nach Bologna geht oder zwischendurch endlich wieder einmal nach Grignan, zur Erholung. Und was tut Sloterdijk in Grignan, wo es weiß Gott unendlich schöne Dinge zu tun gibt? Er lässt sich auf elektronischem Wege die in der Tat recht dämliche Rezension eines seiner Bücher schicken und erregt sich drei Seiten lang über die unbedarfte Journalistin.

Wem käme da nicht der Gedanke in den Sinn: Hat ein Philosoph nichts anderes zu tun? Nichts Besseres, als über Hinz und Kunz zu schimpfen? Der Leser aber entdeckt, leicht erstaunt, welche Sympathie er inzwischen für den Tagebuchschreiber entwickelt hat. Nein, hier gibt es keine Überlegenheitsattitüde, und der berühmte Vortragsweltreisende ärgert sich wie ein Debütant aus Hildesheim. Ja, geben wir's nur zu, so ist es, das nackte Leben: Der alte Thomas Mann verbuchte jede mickrige Kritik, und der noch ältere Goethe widmete dem meckernden Herrn Pustkuchen sogar ein ganzes Gedicht, und nur dem verdankt dieser seine relative Unsterblichkeit!

Es leben die Pustkuchen einst und jetzt! Man braucht sie, als Einbruch des banalen Lebens in die Hermetik des Geistes. Die unerwartete Sympathie des Lesers wurde wohl genau hier geweckt, in der porösen Ungeschütztheit, mit der Sloterdijk den ganzen Alltagskram eines tagtäglich gelebten Lebens hineinlässt, in die Fugen zwischen Hegel und Heidegger, Nanomaterialien und Kompositmaterialien aller Art.

Da finden sich verblüffende Seiten über die Erbsünde, bewegende Sätze über Tod, Sterben und Geburt, die der Leser nicht vergessen wird, und gleich daneben der Ärger, dass keiner sich um des Autors 68. Geburtstag schert: „Mit Bea bei den biertrinkenden und bratwurstverzehrenden Hartzern am Rheinkiosk.“ Zum Glück geht es bald wieder nach Grignan, für beide: „Bea jagt im Bikini auf dem Rasenmähertraktor über die Wiese.“ Wem der Sinn fehlt für solche Kapriolen rheinischer und südlicher Idylle, der ist verloren für die Sprache surrealer Realpoesie!

Und je mehr und genauer er liest, entdeckt der Leser, dass zwischen all den Cambridges, New Yorks, Roms, von denen man wenig erfährt, die Augenblicke des Innehaltens zwar exzellent versteckt sind, aber doch weit mehr als gedacht. Der schönste Satz vom zweiten

Tag bleibt nicht allein: „Größere Radtour via Vinsobres und Venterol. Ständig die weiten Blicke, Komasaufen des Auges.“ Oder des Lesers Lieblingssatz: „20. August, Grignan. Regen. Umzug ins Dorfhaus.“ Short and to the point.

Liest der Leser also das Tagebuch eines Philosophen? Ja, gewiss! Und das verborgene Prinzip dieser Notizen ist es ganz offenbar, sehr unpathetisch drauf zu beharren, dass dies womöglich nichts Besonderes ist. Der Philosoph, der sich nicht abdichtet gegen das nackte Leben, steht nun einmal mittendrin, und zuweilen schaut er sich dort selbst beim Schreiben zu: „Das Tagebuch: Klagemauer für Leute, die nicht wissen, wo sonst sie die Nachricht deponieren könnten, der Tag sei wieder eine Zumutung gewesen.“ Ehrlicher kann man's nicht sagen. Und der Leser fragt sich jetzt, ob er nicht doch noch zu den ersten Bänden der „Zeilen und Tage“ greifen soll. WOLFGANG MATZ



Peter Sloterdijk:
„Zeilen und Tage III“. Notizen 2013–2016.
Suhrkamp Verlag, Berlin 2023.
604 S., geb., 34,– €.